

## 5. Oktober 2020: Unser Leben ist vor allem eins: vieles

von Bruno Robeck OCist

**D**ie Sache schien ganz klar und einfach: Da war ein Irrer, der sich durch nichts und niemanden bremsen ließ und der für sich selbst und für die anderen zur Gefahr wurde. Als Jesus zu ihm Kontakt aufnimmt, wird das komplexe Krankheitsbild des kranken Menschen sichtbar. Jesus befragt den Dämon, der dem Kranken jede eigenständige Steuerung seines Lebens genommen hat, und erhält die Antwort: „Mein Name ist Legion; denn wir sind viele“ (Mk 5,9). Was nach außen stark und einheitlich erscheint, zeigt sich im Innern als ein genau aufeinander abgestimmtes Zusammenspiel vieler einzelner Akteure. Genauso wie eine Legion Soldaten nur durch abgestimmtes Verhalten der einzelnen nach außen stark sein kann. Jesus bringt es an anderer Stelle auf den Punkt: „Wenn ein Reich in sich gespalten ist, kann es keinen Bestand haben. Wenn eine Familie in sich gespalten ist, kann sie keinen Bestand haben“ (Mk 3,24f).

Jede Gemeinschaft und jedes Gemeinwesen bestehen aus unterschiedlichen Akteuren. Es kommt darauf an, dass sie trotz ihrer Unterschiedlichkeit zu einem großen Ganzen zusammenfinden. Gemeinschaft funktioniert nicht durch Ausschluss einzelner Personen oder Gruppen, die scheinbar nicht passen, sondern durch die Integration aller, die sich der Gemeinschaft zugehörig fühlen. Daher passt das Leitwort der Expo 2020 in Potsdam zum 30. Jahrestag der Deutschen Einheit sehr gut: „Deutschland ist eins: vieles“. Die verschiedenen Bundesländer zeigen schon die Vielfalt, wobei sie selbst nur die Ausläufer ehemaliger einzelner Herrschaftsgebiete und regionaler Volksgruppen sind. Sie haben zusammen gefunden und mit dem heutigen Staat etwas Neues geschaffen. Aber dieser Prozess ist nicht abgeschlossen. Immer wieder fühlen sich Menschen, die auf uns eher fremd wirken, unserem Staat zugehörig und prägen ihn mit. Diese Vielen brauchen wir nicht als Bedrohung zu erleben, sondern im Gegenteil: sie sind eine Bereicherung und Ergänzung. Wir können mit ihnen zu einer neuen Einheit werden. Die Vielen in der Einheit verhindern, dass die Einheit in Gleichmacherei und im Kreisen um sich selbst endet. Die Einheit verpflichtet jedoch die Vielen, die Regeln des Zusammenspiels anzuerkennen und zu leben.

Wo wir hinschauen: unser Leben ist vor allem eins: komplex! Da ist es kein Wunder, wenn sich viele nach Einfachheit und Klarheit sehnen. Doch wer das Leben ernst nimmt, kommt an der Komplexität nicht vorbei: Wer in sein Leben schaut, in seine Umgebung, in die Welt – wird immer wieder dieselbe Erfahrung machen: „Da sind viele. Es gibt nicht nur einen Aktuer oder eine Ursache, sondern ein ganzes – oft gar nicht zu durchschauendes – Bündel.“

In der Coronazeit erleben wir die Komplexität des Lebens, wenn Politiker plötzlich mit Virologen ins Gespräch kommen, und die Virologen merken, dass ethische Grundsätze zu berücksichtigen sind und Philosophen und Theologen gefragt werden. Die Komplexität zeigt sich aber auch darin, dass die Antworten, die zu Beginn der Pandemie richtig und schlüssig waren, es nicht für immer bleiben müssen. Es gibt Entwicklung und Entwicklung heißt Änderung. Einen Fehler sollten wir auf alle Fälle vermeiden: auf die bereichernde Vielfalt des Lebens und Entwicklungsfähigkeit zugunsten einer eingeschränkten Übersichtlichkeit zu verzichten.

## 12. Oktober 2020: Die Corona-Achterbahn

von Bruno Robeck OCist

**N**icht nur die Sommer-, auch die Herbstkirmessen fallen in diesem Jahr aus. Ich bin zwar als Kind gerne „auf den Rummel gegangen“, wie man in Berlin sagt, und war von den vielen Gerätschaften, mit denen man durch die Luft gewirbelt worden ist, tief beeindruckt. Trotzdem verspürte ich nie den großen Drang, all diese Dinge auszuprobieren, weil mir bei fehlender Bodenhaftung leicht schlecht wird. An meine Achterbahnfahrt kann ich mich allerdings noch sehr gut erinnern und sie kommt mir jetzt wieder in den Sinn.

Wahrscheinlich geht es nicht nur mir allein so, dass ich meine, in einer Achterbahn der Gefühle und Gedanken zu sitzen. Da ist auf der einen Seite das Gefühl der Sicherheit, sich gut gegen das Coronavirus schützen zu können. Auf der anderen Seite steigt immer wieder die Angst auf, sich anzustecken. Einerseits sehe ich die eher geringe Anzahl akut an covid-19 erkrankter Menschen. Andererseits wächst die Anzahl der Neuinfektionen rasant an. Da fordern die einen Verschärfungen und die anderen rufen nach Lockerungen der Schutzmaßnahmen. Es geht rauf und runter in der Corona-Achterbahn und ich sitze mittendrin. Der große Unterschied zur Kirmes ist jedoch, dass man nicht einfach aussteigen kann... oder doch?

Da sich die Corona-Achterbahn in meinem Innern abspielt, ist es zwar schwierig auszusteigen, aber nicht unmöglich; wobei der Begriff „aussteigen“ in diesem Zusammenhang irreführend ist, denn bei dieser inneren Achterbahnfahrt geht es darum, den ruhenden Pol zu entdecken. Damit verbinde ich eine Geschichte aus der Bibel. Die Jünger Jesu geraten auf dem See Genesaret in einen lebensbedrohlichen Sturm. Jesus schläft. Während die Jünger zwischen Zuversicht und Verzweiflung, zwischen Mut und Angst, zwischen Kraft und Schwäche hin- und hergeworfen sind, ist Jesus unten im Boot der ruhende Pol. Erst als die Jünger mit ihm in Kontakt treten, tritt völlige Stille ein (vgl. Mk 4,35-41).

Momentan empfinde ich mein ganz persönliches Leben wie dieses Boot, aus dem ich nicht aussteigen kann. Meine Gedanken und Gefühle sind wie die Jünger, die versuchen, auf den stürmischen Wellengang der Krise zu reagieren. Sie können die Dynamik des inneren Auf und Ab bremsen, aber meistens verstärken sie die Krise noch. Gerade dann ist es wichtig, den ruhenden Pol in mir zu suchen. Es gibt einen Punkt im Innern eines jeden Menschen, der unangreifbar und unzerstörbar ist. Diesen Punkt gilt es zu finden. Wenn ich mit ihm in Kontakt gekommen bin – wie die Jünger mit Jesus – , dann sind zwar weder die Wogen geglättet noch die äußeren Probleme gelöst, aber im eigenen Inneren tritt die Stille an die Stelle der emotionalen und gedanklichen Achterbahnfahrt und ermöglicht besonnenes Handeln.

In dieser schweren Coronazeit wünsche ich uns allen, dass wir zunächst ein Gespür für die Existenz dieses ruhenden Pols in unserem eigenen Inneren entwickeln und dass wir ihn dann trotz oder gerade in allen Stürmen unseres Lebens suchen und finden. Wer mit ihm in Kontakt gekommen ist, wird die zukünftigen emotionalen und gedanklichen Achterbahnfahrten gut überstehen. Als Mittel gegen Übelkeit auf dem Rummel, sofern er wieder einmal stattfinden können, ist er jedoch nicht zu empfehlen.

## 19. Oktober 2020: Die kleinen Helden haben es schwer

von Bruno Robeck OCist

**E**s fehlt etwas auf den Straßen am frühen Morgen. Gewöhnlich stehen viele Kinder an den Bushaltestellen der umliegenden Dörfer. Die Schulbusse drängeln sich durch die engen Straßen an parkenden Autos vorbei. In dieser Zeit tragen alle Kinder Maske - auch in den Bussen. Es scheint sie nicht groß zu stören - zumindest so wie ich es im Vorbeifahren wahrnehme. In dieser Woche sind die Straßen leer. Es sind Herbstferien. Ob die Kinder sich freuen, wieder zu Hause bleiben zu dürfen? Oder ob sie jetzt lieber zur Schule gehen würden, weil in der letzten Zeit schon so viel Unterricht ausgefallen ist und weil sie ihre Schulfreunde so selten gesehen haben? Aber vielleicht sind sie auch froh, dass sie jetzt zu Hause unbeschwert ohne Maske herumlaufen können.

Bei all diesen Überlegungen fällt mir auf, wie wenig Kontakt ich als Mönch zu Kindern habe. In unser Kloster kommen fast nur erwachsene Menschen. Vor kurzem sagte mir jemand, dass die Kinder die Helden dieser Pandemiezeit sind. Ich musste sofort an die altbekannten Alltagshelden denken, die nach wie vor treu ihren Dienst zum Wohle aller tun. Sie will ich auf keinen Fall vergessen. Ich glaube aber, dass wir die Kinder auch als Helden würdigen sollten. Sie sind noch klein, stehen aber ebenso wie die Erwachsenen vor großen Herausforderungen. Ihr gesamtes Leben in der Familie, in der Schule und in der Freizeit hat sich verändert. Sie mussten damit klar kommen, sich nicht mehr mit Freunden treffen zu können, keine Abschluss- und Einschulungsfeiern zu haben und vom Computer aus zu lernen. Dazu kommt das ständige Masketragen und die bleibende Unsicherheit, ob sich nicht doch ein Mitschüler mit dem Coronavirus angesteckt hat und die ganze Klasse in Quarantäne geschickt wird. Es ist im Grunde ein Wunder, dass die Kinder im Großen und Ganzen die festgelegten Maßnahmen als Notwendigkeit akzeptieren und die Schwierigkeiten gelassen hinnehmen. Die Kinder helfen heldenhaft mit, die Pandemie einzudämmen.

Vor diesem Hintergrund verstehe ich auch Jesus besser, der immer wieder Kinder bewusst in den Mittelpunkt gestellt hat. Die Jünger versuchen die Kinder zur Seite zu schieben, Jesus aber holt sie zurück und segnet sie. Er nimmt das Kind als Vorbild wahrer Größe: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich hineinkommen. Wer sich so klein macht wie dieses Kind, der ist im Himmelreich der Größte“ (Mt 18,3f). Die Kleinen sind die großen Helden. Jesus weiß aber auch, wie sehr die Kleinen trotz ihres heldenhaften Tuns verletzlich bleiben. Darum stellt er sich kompromisslos auf ihre Seite. Wer einem Kleinen auch nur Anlass zu Ärger gibt, „für den wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in der Tiefe des Meeres versenkt würde“ (vgl. Mt 18,6). Dieses Wort Jesu schreibt denen Seinen klar ins Stammbuch, wen sie zu achten und zu schützen haben und wem gegenüber keine Toleranz angebracht ist.

Ich wünsche uns allen, dass wir offene Augen für die Kinder behalten und sie nicht übersehen, weil sie klein sind. Wer genau schaut, kann in diesen Kleinen oft große Helden entdecken. Sie stellen durch ihr verantwortungsvolles Handeln so manchen Erwachsenen in Frage, der nicht bereit ist, sich einzuschränken, um die kranken und alten Menschen zu schützen.

## 2. November 2020: Von Heiligen, Virologen und dem eigenen Lebenskonzept von Bruno Robeck OCist

**D**ie an sich schon trübe Novemberstimmung wird durch die neuen einschneidenden Corona-Schutzmaßnahmen noch einmal für viele Menschen verstärkt. Die Fluchtmöglichkeiten in das gesellige Zusammensein sind in diesem Monat gestrichen, um das Ansteckungsrisiko zu minimieren. Ein kleiner Lichtblick aus katholischer Sicht ist das Allerheiligenfest am 1. November. Glücklicherweise kann man auch im stillen Kämmerlein der Heiligen gedenken.

Die Heiligen sind in der katholischen Tradition Vorbilder, Fürsprecher und Helfer in bestimmten Situationen. Die Heiligengeschichten sagen oft mehr über deren Verfasser und die Verehrer eines Heiligen aus als über ihn selbst, da über sein wirkliches Leben häufig erstaunlich wenig bekannt ist. Besonders wichtig sind die Schutzfunktionen, die den Heiligen zugeschrieben werden und die oft eines gewissen Humors nicht entbehren. So wird der heilige Märtyrer Laurentius, der der Überlieferung nach auf einem glühenden Rost zu Tode gefoltert worden ist, von den Köchen als ihr Patron verehrt. Mir persönlich ist der heilige Dionysius sehr sympathisch. Er wurde als Missionar enthauptet. Als Heiliger wird er mit dem Kopf unter dem Arm dargestellt und soll bei Kopfschmerzen helfen.

In der gegenwärtigen Pandemiezeit müssten eigentlich die sogenannten Pestheiligen Hochkonjunktur haben. Zu ihnen gehört das Brüder- und Ärzepaar Cosmas und Damian, dem viele wunderbare Heilungen gelungen sind. Rochus lebte zur Zeit mehrerer Pestepidemien. Er pflegte und heilte Pestkranke, ohne sich selbst anzustecken. Ganz anders erging es dem 23jährigen Jesuiten Aloisius von Gonzaga, der sich bei der Pflege Pestkranker infizierte und der Seuche erlag. Es gibt noch mehr Heilige, an die man sich im Epidemiefall wenden könnte. Ihr Leben macht uns deutlich, dass wir nicht die ersten sind, die sich grassierenden Krankheiten gegenüber hilflos ausgeliefert sehen. Sie hatten jedoch als inneren Halt den Glauben und sie setzten unbeirrt all ihre Kräfte ein, gegen das Übel zu kämpfen.

Wenn ich genau hinschaue, entdecke ich gewisse Ähnlichkeiten zwischen unseren alten Pestheiligen und den heutigen Virologen. Wie damals von den Heiligen erwarten die Menschen heute Hilfe von den Forschernden. Heilige und Virologen übernehmen Verantwortung, stellen sich den Herausforderungen und suchen nach Lösungswegen. So verbreiten sie Zuversicht.

Ich kann verstehen, dass die bedrängten Menschen heute mehr von den Virologen als von den Heiligen erwarten. Ganz abgesehen davon, dass die Virologen für die heutigen Menschen so greifbar sind wie Heiligen für ihre damaligen Zeitgenossen. Wir brauchen heute unbedingt den wissenschaftlichen Sachverstand, um die Pandemie zu bewältigen. Wir können aber gleichzeitig von den Heiligen lernen. Sie eröffnen uns eine weitere Lebensdimension. Sie verweisen auf Gott als ihr tiefstes Lebensfundament und sie fragen uns konkret an: aus welchen Quellen speist sich euer Leben und wofür setzt ihr euch konkret ein?

Die Heiligen mögen uns nicht vor Ansteckung schützen können, wie es den Virologen hoffentlich bald gelingt, aber beide - Heilige und Virologen - lassen keine Zweifel daran, dass wir Verantwortung übernehmen und nach unseren Möglichkeiten handeln müssen.

09.November 2020: Leben in Angst

von Bruno Robeck OCist

**B**is vor kurzem hätte wohl fast jeder beim Lesen der Schlagzeile „Leben in Angst“ zuerst an die aktuelle Coronalage gedacht. Wieviele Menschen leben in der Angst, sich zu infizieren? Ein unbeschwertes Treffen mit anderen Menschen ist nicht mehr möglich. Immer geht die bange Frage mit: Kann mich der andere anstecken oder bin ich selbst ein Vireenträger, ohne es zu merken?

Die Schlagzeile bezog sich jedoch nicht auf die Pandemie. Der dazugehörige Artikel thematisierte die aktuelle Situation unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Heute, am 9.November, gedenken wir wieder der Reichspogromnacht von 1938. Ganz in unserer Nähe – in der rheinischen Metropole Düsseldorf – kamen 13 Menschen um. 70 Menschen wurden verletzt. 430 Überfälle wurden verzeichnet. „Sie rasten durchs Zimmer und zertrümmerten, zerschmetterten, zertrampelten alles“, erinnert sich Hanna Zürndorfer. Dies alles geschah innerhalb von 24 Stunden und war der grausige Auftakt des monströsen nationalsozialistischen Terrors. Heute, nach 82 Jahren, fühlen sich viele jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger wieder nicht mehr sicher und frei in unserem Land. Die Angst geht mit, wenn sie sich als Juden in der Öffentlichkeit zeigen. Nicht wegen des Coronavirus halten sie die Türen ihrer Gotteshäuser verschlossen, sondern aus Angst vor antisemitischen Attentaten. In Halle hat die gut gesicherte Synagogen-Tür der betenden Gemeinde im vergangenen Jahr das Leben gerettet. Das Attentat auf einen jungen jüdischen Mann vor der Hamburger Synagoge im Oktober konnte von den Sicherheitskräften nicht verhindert werden.

Mit der Angst vor dem Coronavirus werden wir die nächste Zeit leben müssen. Und ich bin zuversichtlich, dass wir das gefährliche Virus besiegen werden, weil alle Menschen es wollen. Beim Kampf gegen den Antisemitismus sieht die Situation schon anders aus. Ich bin froh, dass die katholische Kirche einen positiven Zugang zum jüdischen Volk und Glauben gefunden hat. Und ich finde es sehr schön, dass wir als Christen die Jüdinnen und Juden als unsere älteren Schwestern und Brüder im Glauben bezeichnen. Diese positive Sichtweise vertreibt die Angst.

Gleichzeitig dürfen wir nicht vergessen, dass viele Menschen weltweit wegen ihres Glaubens in großer Angst leben. Die islamistisch motivierten Attentate in der Kathedrale von Nizza und in der Wiener Innenstadt versetzten nicht nur die Christen und Einwohner der betroffenen Länder in Angst und Schrecken. In China befinden sich laut Berichten von Menschenrechtsaktivisten mehr als eine Million Uiguren und andere Muslime in Umerziehungslagern.

So wie alle Menschen gegen die Pandemie ankämpfen, so sollten sich auch alle für Religionsfreiheit und für ein Leben ohne Angst einsetzen. In diesem Fall kann das Gebet helfen, wenn es nicht nur aus dem Mund, sondern auch aus dem Herzen kommt. Schon lange gibt es bei den Vereinten Nationen dieses Gebet: „Herr, unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall. An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht von Kriegen gepeinigt werden, nicht von Hunger und Furcht gequält, nicht zerrissen in sinnlose Trennung nach Hautfarbe oder Weltanschauung. Gib uns Mut und Voraussicht, schon heute mit diesem Werk zu beginnen, damit unsere Kinder und Kindeskinder einst stolz den Namen Mensch tragen.“

23. November 2020: Im Vorbehalt die Ewigkeit entdecken

von Bruno Robeck OCist

**E**ines vermisste ich in diesem Monat schon etwas: den morgendlichen Novembernebel. In diesem Jahr kam er nur selten vor. Bei Nebel muss man auf Sicht fahren: langsam und besonders konzentriert. Ähnliches gilt momentan für unser gesamtes Leben. Wir können keine großen Pläne machen, weil die Zukunft wie in einem Nebel verborgen liegt. Alles steht unter einem Vorbehalt. Nur wenn die Coronalage es zulässt, werden wir dies oder jenes tun.

Dieser virologische Vorbehalt scheint mir das naturwissenschaftliche Geschwister des theologischen Vorbehalts zu sein. In der Bibel mahnt der Jakobusbrief mit eindringlichen Worten, dass wir mit dem „Faktor“ Gott rechnen sollen: „Ihr aber, die ihr sagt: Heute oder morgen werden wir in diese oder jene Stadt reisen, dort werden wir ein Jahr bleiben, Handel treiben und Gewinne machen – ihr wisst doch nicht, was morgen mit eurem Leben sein wird. Rauch seid ihr, den man eine Weile sieht; dann verschwindet er. Ihr solltet lieber sagen: Wenn der Herr will, werden wir noch leben und dies oder jenes tun“ (Jak 4,13-15).

Es gibt unterschiedliche Dinge, die uns erfahren lassen, dass wir nicht der Herr unseres Lebens sind. Die Bibel lädt ein, Gott als den Herrn des Lebens anzuerkennen. Die arabischen Christen benutzen in diesem Zusammenhang dieselbe Formel wie die Muslime. Als ich in Israel war, hat es mich tief beeindruckt, immer wieder diese Worte zu hören: „inshalla – so Gott es will“. Die dahinter stehende Lebenshaltung ist keine fatalistische Ergebung in einen dunklen Willen Gottes, dem man nicht entrinnen kann. Sie ist schlicht das demütige Anerkennen, dass wir Menschen uns nicht selbst in der Hand haben. Sie ist gleichzeitig der feste Glaube an die lebenspendende Kraft, die Gott uns schenkt. Eine solche Lebenshaltung führt nicht in die Resignation oder Depression, sondern setzt Energie frei. Gleichzeitig setzt sie Grenzen. Jedes Mal überkommt mich ein leichtes Schaudern, wenn wir beim Gebet für die Verstorbenen die Fürbitte sprechen: „Wir beten für alle Lebenden, besonders für den aus unserer Mitte, der als erster dem Verstorbenen vor Gottes Angesicht folgen wird“. Dann sehe ich den Tod, wie er als Sensenmann uns der Reihe nach anblickt und schon weiß, wen er als Nächsten holen wird – auch wenn es noch eine Weile dauern wird.

Es kann Angst machen, an den Tod zu denken. Aus christlicher Sicht wird der Tod jedoch um eine weitere Dimension ergänzt, die wieder Zuversicht schenkt. Die Worte des niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza benutzend, stelle ich fest, dass das Leben „sub specie aeternitatis“ stattfindet – sozusagen im Angesicht der Ewigkeit. Ich soll das Leben nicht zu klein denken („think big“ hat mir ein Wirtschaftsberater wenn auch in einem anderen Zusammenhang gesagt). Es endet nicht mit dem Tod in dieser Zeit, sondern mündet in die Ewigkeit.

Wir alle leben jetzt unter dem virologischen Vorbehalt, der nerven, müde machen und ängstigen kann. Es besteht jedoch die Möglichkeit, das gesamte Leben inklusive Corona-Vorbehalt unter dem Vorbehalt Gottes zu sehen. Dann verliert die Pandemie etwas von ihrer alles beherrschenden Macht, weil auch sie endlich und nicht allmächtig ist. Dann kann man etwas von der eigenen Lebenskraft spüren, die aus der Ewigkeit kommt und in sie zurückfließen wird.



## 30. November 2020: Adventlicher Widerstand

von Bruno Robeck OCist

**N**eben dem Präventions-Paradox, das uns weiterhin rigide Einschränkungen abverlangt, um eine noch größere Ausbreitung von covid-19 zu verhindern, erleben wir jetzt noch so eine Art von Adventszeit-Paradox. Während eine nicht übersehbar große Anzahl erwachsener Menschen nicht mehr willens ist, dem Präventions-Paradox zu folgen, ist vor allem für Kinder das Adventszeit-Paradox nicht nachvollziehbar und total gemein. Obwohl man schon am vergangenen Samstagabend, dem 28. November, die erste Kerze am Adventskranz entzünden konnte, muss man mit dem Öffnen des ersten Türchens des Adventkalenders noch bis morgen, den 1. Dezember warten. Während der Beginn der Adventszeit variiert, hält der Adventskalender stur an den 24 Dezembertagen fest. Erst in drei Jahren werden wir in den Genuß kommen, schon zwei Türen am Adventskalender geöffnet zu haben, bevor die erste Kerze brennt. Das wird dann schön sein, aber irgendwie auch unlogisch.

Wie dem auch sei, der Advent schenkt uns eine neue Zeit. Wenn die Wohnungen und Häuser jetzt wieder festlich geschmückt werden, ist dies auch ein Zeichen dafür, dass unser Leben anders, besser, schöner werden soll. Gerade jetzt kann das bewusste Aufhängen von Lichterketten und das Aufstellen von Kerzen und Tannengrün ein Ausdruck des Widerstands sein, sich in dieser Pandemiezeit nicht unterkriegen zu lassen. Für die rheinische Seele war es schon schlimm genug – ja geradezu ein emotionaler Supergau –, dass am 11.11. (als klitzekleiner Trost nicht ausgerechnet auch noch im Jahre 11) jegliche karnevalistische Aktivität ausfallen musste. Es gab nichts wirklich Überzeugendes, das man hätte dagegen setzen können. Es war einfach nur traurig, die Karnevalisten leiden zu sehen. Und die leeren Plätze in den Karnevalshochburgen strahlten auch für Nichtrheinländer eine irritierende Trostlosigkeit aus.

In der Adventszeit kann sich trotz aller Schwierigkeiten ein Gefühl der Trostes und der Geborgenheit ausbreiten. An den äußeren Bedingungen arbeiten jetzt viele Menschen, damit es zu Hause gemütlich wird. Die Weihnachtsbaumverkäufer rechnen gerade wegen Corona mit einem guten Geschäft. Ob allein dieser äußere, selbst geschaffene Rahmen wirklich zur inneren Zufriedenheit führt, wird sich zeigen. Die Adventszeit, wie wir sie als Christen feiern, lädt uns ein, unser Inneres zu bereiten. Allein das Hören der alten biblischen Texte, die von Gottes rettender Hilfe erzählen, hat etwas Tröstliches. Und wenn wir die alten Adventlieder singen, rühren sie auf eigentümliche Weise das Herz an. Wie viele Menschen vor uns haben in ihnen Zuspruch und Kraft gefunden? Und welche Tiefe haben die Lieddichter und Komponisten ausgelotet?

Die Adventszeit lädt ganz gewaltfrei zum Widerstand gegen Corona ein. Wir dürfen mit Friedrich von Spee laut rufen: „O Heiland, reiß den Himmel auf“. Wir dürfen voll Zuversicht singen: „Blinde schaun zum Licht empor, Stumme werden Hymnen singen, Tauben öffnet sich das Ohr, wie ein Hirsch die Lahmen springen: Allen Menschen wird zuteil Gottes Heil“. Mit dem Advent hat die neue Zeit begonnen: die Zeit des Widerstandes gegen alle zerstörerischen Mächte und die Zeit der Wandlung zum Guten.

07.Dezember 2020: Erwartungen und Wünsche

von Bruno Robeck OCist

**B**esonders für Kinder ist der Advent eine Zeit der großen Wünsche und Erwartungen. Durch die festliche Atmosphäre, die man normalerweise jetzt erleben kann, wirken diese Wochen geheimnisvoll. In diesem Jahr stellt sich bei vielen Menschen jedoch nicht die übliche Stimmung ein, weil die Weihnachtsmärkte abgesagt worden sind und auch in den Geschäften wegen der notwendigen Schutzmaßnahmen keine rechte Kauflaune aufkommen will.

Es gibt jedoch eine andere große Erwartung, die dem christlichen Adventsgefühl sehr nahe kommt. Die Menschen warten auf die Befreiung vom Coronavirus. Das angekündigte baldige Kommen des Impfstoffes nährt und steigert die Hoffnung. Derselbe Mechanismus greift, wenn in der Bibel die Propheten das Kommen Gottes ankündigen. Gott wird sein Volk aus der Not und Drangsal befreien. Die Menschen haben auf ihn gehofft und gewartet und er hat sie befreit. Genauso warten wir heute darauf, dass die Forscher uns durch den neuen Impfstoff von der Gefahr der Ansteckung befreien.

Wir leben oft in solch einer adventlichen Haltung des Hoffens und der Erwartung. Der Mensch nimmt diese Haltung an, wenn er einen Ausweg aus Mangel oder Gefahren zu sehen meint. Der Mensch sucht Hilfe, hält Ausschau. In der Pandemiezeit sind unsere Blicke auf die Fachleute gerichtet und wir hören ihre Botschaften gerne, die baldige Abhilfe in Aussicht stellen.

Die christliche Adventszeit will auch Erwartungen und Hoffnungen in uns wecken. Sie kündigt uns Heil an. Das ist etwas anderes als die Gesundheit, nach der wir uns jetzt so sehnen. Das Heil schließt die Gesundheit nicht aus, aber es geht weit über sie hinaus. Ein heiles Leben ist ein Leben, in dem ich versöhnt mit mir selbst leben kann: mit all meinen Stärken und Schwächen, Beziehungen und Brüchen. Eine heile Welt ist nicht ein Schlaraffenland ohne Probleme, sondern ein gelungenes Zusammenleben aller Menschen, auch im Einklang mit der Natur. Die Adventszeit verkündet, dass dieses Heil nahe ist. Sie ist von einem unüberwindbaren Optimismus geprägt, weil sie nicht den Untergang, sondern das Heil heraufziehen sieht. Sie kündigt das Geburtsfest dessen an, den wir mit dem alten Begriff als „Heiland“ bezeichnen. Wir brauchen für unser Heil keinen Führer, sondern einen Heiland. Die Bibel stellt uns Jesus als Heiland vor. Obwohl er um all unser Leid und unsere Not weiß, kommt er zu uns. Von seinen Worten und den Worten der gesamten Bibel dürfen wir Heil erwarten.

Die Kirche sollte eigentlich die große Verkünderin dieses kommenden Heils sein. Sie sollte fähig sein, diese Erwartung in den Menschen zu wecken. Während sie selbst jedoch schwach geworden ist, wecken andere oft zwielichtige Gruppierungen Erwartungen, die nicht das Wohl der anderen, sondern nur den eigenen Vorteil im Blick haben. Der Advent stellt jedem einzelnen die Frage, von welchen Erwartungen er sich leiten lässt und wem er am meisten Vertrauen schenkt. Und er hat einen Vorschlag durch seine eigene Botschaft.



## 14. Dezember 2020: Kopfhoben statt Querdenken

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

„Lass uns mal querdenken“, ist ein guter Vorschlag, wenn es darum geht, einen Sachverhalt aus einer ganz anderen, ungewohnten Perspektive zu betrachten. Querdenken kann manchmal helfen. Aus diesem Grund dürfen auch die Menschen, die sich vom Begriff „Querdenken“ angesprochen fühlen, nicht pauschal verurteilt werden. Querdenken ist jedoch etwas komplett anderes als Sich-Querstellen. Bei den Menschen, die sich in der heutigen Querdenken-Bewegung lautstark zu Wort melden, kann ich leider keinen Zugang zu jener kreativen Denkmethode des Querdenkens entdecken. Ich kann bei diesen Querdenkern keine Anstrengung finden, um die Coronakrise zu bewältigen. Ich sehe vielmehr hinter ihrer Bewegung ein Konzept, das durch Sich-Querstellen alles lahm legen will und das periphere genug ist, christliche Gebräuche und gesellschaftliche Daten für sich zu vereinnahmen. Schon am Martinstag tarnte diese Bewegung in Stuttgart ihre Demonstrationen als Lichterprozessionen, um als religiöse Feier eingestuft zu werden. In Sachsen wurde sogar eine große Kundgebung mithilfe des früheren Fernsehpfarrers Jürgen Fliege als Gottesdienst inszeniert, was schlussendlich jedoch aufflog. Durch solche Aktionen wurde nicht nur die Coronakrise verschärft. Nebenbei wurden noch die Menschen, die im Glauben Halt suchen, gezielt angesprochen und in ihrer Suche getäuscht.

Die adventliche Botschaft lädt uns ein, Selbstand zu entwickeln, den Kopf zu erheben und zu gebrauchen: „Richtet euch auf und erhebt euer Haupt; denn eure Erlösung ist nahe“ (vgl. Lk 21,28). Schon bei der Versuchung Jesu in der Wüste musste sich Jesus deutlich vom Versucher abgrenzen, der sich als Engel des Lichtes präsentierte. In der Auseinandersetzung zitieren beide – Jesus und der Versucher – die Heilige Schrift. Der Unterschied zwischen beiden liegt nicht im Verweis auf Gottes Wort, sondern im Gebrauch von Gottes Wort. Jesus stößt den Versucher weg, da dieser sich in Wahrheit dem Wort Gottes querstellt. Man darf sich also nicht davon beeindruckt lassen, dass Menschen mit Kreuzen oder brennenden Kerzen durch die Straßen ziehen oder vom christlichen Abendland und von Freiheit reden, sondern man muss fragen, warum sie das tun und was sie damit bezwecken. Wir müssen die „Unterscheidung der Geister“ lernen, wie die spirituellen Meister sagen.

Gerade im Advent, der vor allem unsere Gefühle anspricht, gilt es, kühlen Kopf zu bewahren und verantwortungsvoll zu denken und zu handeln. Der adventliche Mensch denkt horizontal – im gewissen Sinne also auch „quer“ –, wenn er die Mitmenschen in den Blick nimmt, und er denkt vertikal – also „längs“ –, wenn er für Gottes Wort offen bleibt. Er stellt sich aber nicht quer. Er breitet seine Arme zum Nächsten hin aus. Er hebt gleichzeitig den Kopf nach oben, um zu sehen, wer sich ihm nähert, und prüft, mit welcher Botschaft er kommt. Es hängt auch von unserem Denken und Handeln ab, ob die diesjährige außerordentliche Vorweihnachtszeit zu einer verheißungsvollen Adventszeit wird, die ein Ende der Not und eine gute Zukunft für alle erahnen lässt, oder ob sie im Krisenmodus bleibt, der auf die nächste Eskalationstufe zuläuft.

## 28. Dezember 2020: Geschichte und Geschichten

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

**D**ie Weihnachtszeit ist immer auch eine Zeit der großen Geschichten. Dabei geht es nicht um große Dramen der Menschheitsgeschichte, auch nicht um Pandemien. Es geht um das Gute im Menschen, das im Kleinen wächst und wärmt. Ohne die große Weihnachtsgeschichte, die die Bibel erzählt, wären unsere großen Weihnachtsskripturen gar nicht entstanden – angefangen von der romantischen Erzählung Peter Roseggers „Als ich die Christtagsfreude holen ging“ bis hin zur berühmten gesellschaftskritischen „Christmas Carol“ von Charles Dickens.

Die Urweihnachtsgeschichte, die so viele Autoren inspirierte, konnte man in der Heiligen Nacht am Donnerstag wieder hören oder selbst im Lukasevangelium nachlesen: „Es geschah aber in jenen Tagen, dass Kaiser Augustus den Befehl erließ, den ganzen Erdkreis in Steuerlisten einzutragen.... Maria wickelte ihren Erstgeborenen in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war... Als die Engel von den Hirten in den Himmel zurückgekehrt waren, eilten die Hirten hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag“ (vgl. 2.Kapitel, Verse 1 bis 20). Für die Evangelisten ist es wichtig, dass ihre Geschichte in der großen wirklichen Weltgeschichte stattfindet. Sie ist nicht ausgedacht und erfunden, sondern in die Zeitgeschichte eingebettet. Darum nennt das Lukasevangelium den Kaiser Augustus und den Statthalter Qurinius. Darum entfaltet das Matthäusevangelium den Stammbaum Jesu. Die Ahnenreihe Jesu soll nachvollziehbar sein. Er fällt gerade nicht einfach vom Himmel. Jesu Herkunft ist nachvollziehbar und bleibt gleichzeitig wunderbar. Man kann über Jesu Geburtsgeschichte nur staunen – oder auch erschrecken, wenn man an den Kindermord von Bethlehem denkt, von dem das Matthäusevangelium berichtet.

Bis heute verändern das Weihnachtsfest und die Weihnachtsgeschichten die Menschen. Es gibt eine kleine Erzählung, die mich seit vielen Jahren begleitet. Kurz zusammengefasst geht sie ungefähr so: Im Kindergarten der Sankt-Rochus-Gemeinde wird für das Krippenspiel geübt, das wegen der Coronapandemie als Internetvideo aufgenommen wird. Die besten Rollen sind schnell vergeben. Für den kleinen Owie bleibt nur die Rolle des Wirtes übrig, der das herbergssuchende Paar abweisen muss. Die Probe beginnt. Maria und Josef machen sich auf den Weg und klopfen beim Wirt an. Owie öffnet seine Wirtshaustür und sagt strahlend: „Ja, kommt rein. Wir haben noch Platz.“ Die Kindergärtnerin bricht ab: „Owie, du musst sagen: ‚Wir haben keinen Platz. Zieht weiter. Vielleicht ist im Stall noch Platz‘“. Zweiter Versuch. Josef klopft an die Tür und Owie freut sich wieder über die Gäste: „Kommt rein“. Die Kindergärtnerin versucht, Owie seine Rolle als Wirt zu erklären. Der nickt. Aber auch der dritte Versuch scheitert. Da bricht Owie in Tränen aus: „Ich kann das nicht. Ich kann Maria und Josef doch nicht in der Kälte stehen lassen!“ Jetzt wird der Kindergärtnerin klar, dass Owie eine andere Rolle braucht. Er wird dem großen Engelsheer zugesellt. Dort strahlt er und singt aus vollem Halse: „Stille Nacht, heilige Nacht, Gottes Sohn, o wie lacht“. Den Wirt wollte beim Krippenspiel niemand spielen. „Der ist doof“, sagten alle Kinder. Ohne den Wirt wurde die Weihnachtsgeschichte natürlich etwas schräg, aber noch viel schräger ist doch unsere reale Geschichte, in der es so viele Menschen wie den Wirt gibt.